

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 79 (1970)
Heft: 8

Artikel: Der Patient
Autor: Seeberg, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Patient

Peter Seeberg

Peter Seeberg, 1925 im dänischen Jütland geboren, war schon in jungen Jahren schriftstellerisch tätig. Seinen ersten grossen Erfolg verzeichnete er mit der 1953 erschienenen Novelle «Der Spion». 1968 entstand sein erstes dramatisches Werk. Eine Anzahl seiner Novellen, darunter auch «Der Patient», wurden 1962 im Band «Nachforschung» gesammelt (in deutscher Uebersetzung im Flamberg-Verlag, Zürich, erschienen). Es sind kurze Stücke zum Teil realistischen, zum Teil phantastischen Inhalts, die sich durch ihre natürliche und zuchtvolle Sprache auszeichnen und durch innere Spannung fesseln. Sie weisen manchmal eine absurde Tragik auf. Hinter dem Humor der skurrilen Geschichten steht ein sehr ernstes Anliegen des Dichters: Dass jeder Mensch seine innere Freiheit gewinnen möge, sich der Ketten seiner eigenen oder fremder Grundsätze, der Denkschemata, die uns gewöhnlich beherrschen, entledigen lerne. Diese Loslösung gelingt allerdings Seebergs Gestalten nicht immer befriedigend, und das zurückbleibende Unbehagen kann alpträumbhaft bedrückend sein. Der Held unserer Geschichte jedoch gehört zu denen, die sich befreien. Walter Baumgartner, der Uebersetzer, drückt es im Nachwort des Bandes so aus: Der Patient wächst geistig-seelisch im umgekehrten Verhältnis zu seiner körperlichen Reduktion. Er entdeckt sein eigentliches Ich, er verliert seine Identität nicht, sondern findet sie erst! Die Aerzte meinen einen Witz zu machen, ja sie sind im Grunde unglaublich zynisch, wenn sie von seiner «eisernen Gesundheit» sprechen. Doch der Patient ist ihnen weit überlegen. Er ist sich bewusst, dass es denen nur um den «seltenen Fall» zu tun ist. Er aber hat sich zu der mystischen Vision durchgerungen, dass sein hinfalliger Körper nur «ein schlechter Zahn» sei im «unsichtbaren Mund» seines unantastbaren Ichs.

Als die Aerzte mit meiner Krankheit Bekanntschaft machten, beruhigten sie mich aufs angelegentlichste und erklärten, ein amputiertes Bein sei weiter nicht der Rede wert in unseren Tagen, wo Prothesen ja nicht mehr ein Leiden seien wie zur Zeit der Holzbeine, sondern eher eine Erleichterung. Sie versprachen mir, ich werde beinahe besser gehen können als vorher, indem sie behaupteten, der Wille, wieder zu gehen, werde mir Riesenkräfte zuführen. Sie bekamen recht. Als ich mich einmal eingewöhnt hatte, ging ich besser als je. Aber es währte nicht lange, so tauchte die Krankheit, die die Aerzte jetzt als den äusserst seltenen «Allgemeinen Schwund» bezeichneten, im anderen Bein auf, das ebenfalls abgenommen werden musste. Auch diesmal versagte die Aerztekunst nicht. Es zeigte sich, dass ich

mit zwei künstlichen Beinen besser ging als mit zwei natürlichen.

Jetzt hatte ich eine kurze Frist, dann tauchte die Krankheit im rechten Arm auf und verbreitete sich rasch bis hinauf zur Schulter, doch die Aerzte baten mich, das nicht allzu schwer zu nehmen, denn auch Arme besser als die Natur herzustellen, liege durchaus in den Möglichkeiten der Prothesenkunst. Richtig war ich bald nicht nur mit einem, sondern mit zwei künstlichen Armen versehen, die mir ausgezeichnete Dienste leisteten. Beim linken Arm waren die Aerzte einige Tage in einem Dilemma, denn hier begann die Krankheit beim Ellbogen, und sie verfielen zuerst auf den Gedanken, dieses Gelenk wegzusägen und darauf die zwei Teile mit einem künstlichen zu verbinden, doch da die Krankheit derart rapid fortschritt, dass sie bald die Schulter mit der Hand hätten verbinden müssen, kam man sofort wieder davon ab.

Menschen, die so bald das eine, bald das andere verlieren, aber etwas Geringeres dafür erhalten, betrachten schliesslich das Krankenhaus als ein trautes Heim. Nach meiner letzten Operation, als ich meine neuen Arme bekommen hatte, liess die Krankheit mich über ein Jahr in Ruhe. Ich verbrachte diese Zeit zu Hause, vollauf eingenommen von meinen verschiedenen Freizeitbeschäftigungen, die ich immer vollkommener beherrschen lernte. Mit der Zeit sehnte ich mich sehr nach dem Krankenhaus, und bald tauchte die Krankheit, die ihre eigenen heimlichen Wege verfolgte, in der rechten Lunge auf, die unheilbar war, wie meine Aerzte sofort feststellten. Das brauche mich jedoch nicht weiter zu bekümmern, denn ich würde bestens mit nur einer Lunge auskommen, und sollte auch diese angegriffen werden, könnten sie eine neue Lunge einsetzen, während sie die alte wegoperierten. Und so kam es. Schmerzen spürte ich keine, denn man gab mir rechtzeitig lindernde Pillen und Einspritzungen, und was diese in anderen Körperteilen an Schäden verursachten, wurde mit neuen Mitteln wieder aufgehoben, die berechnet waren, eben diese Teile des Körpers in Funktion zu halten. Die neue Lunge fand ich sehr angenehm, die Luft war bequemer einzuatmen, die ganze Brust füllte sich leichter als zuvor, und ich hatte einige gute Monate, bevor mich die Krankheit wieder zurückbrachte in mein zweites Heim, wo die Aerzte erst die eine, dann die andere Niere austauschen mussten.

Die Krankheit nahm jetzt einen gewaltigen Aufschwung, wovon ich aber nichts merkte — Gott sei Dank —, da die Vorsorge der Aerzte aussergewöhnlich war und ich für einen Monat in Bewusstlosigkeit versetzt wurde, während Teile des Dickdarms und des Dünndarms mit künstlichen Schläu-

chen und Röhren vertauscht wurden, welche die Exkreme-
nte an meinen Seiten herausführten, was in mancher Beziehung
ein Vorteil ist. Als ich wieder erwachte, erklärten die
Aerzte, ich sei jetzt eigentlich völlig geheilt, da die Krank-
heit sich praktisch nicht über weitere Organe werfen könne.
Darin irrten sie sich. Das Herz, von dem sie geglaubt
hatten, es sei gegen die Krankheit gefeit, begann zu spuken
und kam allmählich in einen solchen Zustand, dass man es
ausser Funktion setzen musste und ein Apparat an mir an-
gebracht wurde, den man künstliches Herz nennt und der
die ganze Arbeit des stillgelegten Organs übernahm.

Das Leben hat immer noch seine schönen Seiten; alle im
Krankenhaus wetteiferten, mir Freude zu bereiten, wofür
ich ihnen sehr dankbar bin. Ich bin nun endlich aus der
Welt der Rastlosigkeit heraus. Mein Leben besteht zur
Hauptsache darin, an die Decke hinaufzublicken und hie
und da grosse, grobmaschige Unterleibchen zu häkeln,
wobei ich meine Arme hoch über den Kopf halten muss.

Ich denke an mein Leben. Ob es meines ist oder das der
Aerzte, und in diesem Fall, ob ich überhaupt noch ich selbst
bin. Ich habe meine Frau gefragt, meine Kinder, meine
Brüder und meine Freunde, und sie alle haben gesagt, ich
sei immer noch der gleiche, ich sei immer noch ich selbst.
Wie weit kann man einen Menschen reduzieren, ohne ihn
zu etwas ganz anderem zu machen? Diese Frage belastet
mich nicht, ich fühle mich wohl; es macht mir nichts aus,
wenn ich nicht ich selbst bin; aber ich habe nichts anderes
zu tun als nachzudenken. Vielleicht ist das der Fehler. Viel-
leicht werden die Gedanken dadurch aus der Kette des
Lebens gerissen, so dass jedes einzelne Glied eine Wichtig-
keit erhält, die es sonst nicht haben darf. Ich habe auch die
Aerzte gefragt, ob sie glauben, dass meine Seele allen
Transformationen und Transplantationen gefolgt sei, denn
auch solchen war ich ausgesetzt; als zum Beispiel meine
Nase eine Zeitlang zu verschwinden drohte, wurde ein
Muskel unter monatelanger Krümmung an ihre Stelle ge-
setzt, doch das erwähnte ich nicht, weil es mir zu unbedeu-
tend erschien. Die Aerzte antworteten mir, darüber müsse
ich mit den Psychologen sprechen. Ich wiederholte meine
Frage vor diesen: ob sie meinten, das meiste oder alles
meiner Seele sei entfernt, und ob ich vielleicht eine andere
Seele erhalten hätte. Sie antworteten, das sei eine sehr
schwierige Frage. Zuerst versuchten sie mich zu überzeu-
gen, dass es gar keine Seele gebe, doch daran hielt ich fest.
Dann sagten sie, man könne sich ja vorstellen, die Seele sei
nicht im Körper drin, sondern darum herum, und das, fand
ich, war eine sehr befriedigende Auffassung. In diesem
Fall ist meine Seele intakt. In diesem Fall hat mir nichts
etwas anhaben können.

Selbst das nicht, dass ich jetzt nicht mehr meinen eigenen
Kopf habe, sondern den eines anderen, der im letzten
Krieg tödlich verletzt worden war, worauf man seinen Kopf
mir gab, weil ich ein seltener Fall war und die Aerkunst
einen Triumph zu feiern wünschte. Ich weiss nicht, wie das
zuing, denn ich war mehrere Monate bewusstlos, und ich
hätte gar nicht protestieren können — aber das hätte ich
auch nicht gewollt. Als ich es zu wissen bekam, fand ich,
alles sei in Ordnung und beinahe beim alten. Doch eine
Sache ist es, wie ein Mensch es fühlt, eine andere Sache,
wie die Dinge wirklich zusammenhängen, so weit bin ich
gekommen in meinen Ueberlegungen. Ich bewundere die
Aerkunst, ich bin ihr zutiefst dankbar, ich schulde ihr
mein Leben und mein Wohlbefinden. Aber sie kann
die Frage nicht beantworten, ob die Gedanken, die ich
denke, immer noch meine Gedanken sind oder ob sie die
meines Vormanns sind, und ob es mir zum Beispiel mög-
lich sei, mich an alle Gedanken zu erinnern, die er gedacht
hat. Ich glaube es nicht, denn ich habe es mit aller Kraft
versucht. Ich erinnere mich nur an meine eigenen Erinne-
rungen, denke noch meine eigenen Gedanken, und obwohl
nichts an meinem Körper mein ist, denke ich immer noch
daran, als an mein Eigentum, das unverlierbar mir gehört.
Da nichts mir gehört, wie wäre dies denn möglich, wenn
nicht ich selbst ein anderer, unsichtbarer Körper um den
Körper herum wäre; oder ein unsichtbarer Mund, in dem
mein kranker, hinfälliger Leib nur wie ein schlechter Zahn
sitzt?

Die Aerzte haben gesagt, in Wirklichkeit besässe ich eine
eiserne Gesundheit, und ich gebe ihnen recht. Ich bin un-
beugsam gesund, die Schwächung hat nur eine winzige
Stelle gerammt. Wenn ich einmal weggenagt und weg-
geworfen bin, werde ich immer noch da sein.

«Kannst du mich erkennen?» sage ich jeden Tag zu meiner
Frau, wenn sie kommt.

«Ja, natürlich», antwortet sie und streicht mir über das
Haar.

«Liebst du mich», flüstere ich, denn ich möchte es gerne
jeden Tag hören.

«Ich liebe dich mehr als je», sagt sie jedesmal mild.

«Aber du kannst mich nicht sehen», sage ich, so laut mich
die Stimme trägt.

«Doch», sagt sie.

«Nein, nicht richtig», sage ich, «das verstehst du nicht. Ich
bin grösser, als du glaubst. Was du siehst, ist gar nicht
ich.»

«Oh, doch», weint sie, «es ist dich, es ist dich.»

«Dann lass es eben mich sein», sage ich. Jeden Tag.